

CARSTEN GANSEL/GÜNTER GRASS

„Das Verlorene wieder entstehen lassen“ – Gespräch mit Günter Grass

- Gansel:** Herr Grass, angesichts der Tatsache, daß Sie hier im Stehen gelesen haben, möchte ich mit einer ersten und einfachen Frage beginnen. Schreiben Sie auch im Stehen?
- Grass:** Ja, ich schreibe im Stehen am Stehpult. Was vielleicht auch zur Folge hat, daß ich im Gegensatz zu einigen Kollegen gleichen Alters keine Rückenprobleme habe. Es hängt sicher mit meinem erlernten Beruf zusammen, ich war Steinmetz-Praktikant, ich bin Steinbildhauer. Es ist ja bekannt, daß der im Stehen arbeitet. Und das hat sich aufs Schreiben übertragen. Ich brauche die Bewegung dabei. Ich schreibe laut, ich spreche laut vor mich hin, ich gehe auf und nieder. Ich prüfe den Text, bis er nicht nur auf dem Papier Bestand hat, sondern auch oral, d.h. im lauten Lesen, im lauten Sprechen. Das ist ja auch der Ursprung von Literatur. Es brauchte einige Jahrhunderte bis zum Lesen, es wurde erzählt und zugehört.
- Gansel:** Nun weiß man von Zeichnern, von Bildhauern, ja auch von Malern, daß sie ihre Bilder oft verändern, an ihnen feilen. Gibt es Verwandtschaften zwischen dem Zeichner, dem Bildhauer und dem Poeten Günter Grass?
- Grass:** Sicher. Ich arbeite ohne Computer, meine erste Fassung, ob Gedicht oder Prosa, die erste Fassung meiner Manuskripte schreibe ich in gebundene Bücher mit leeren Seiten. Die nächste Fassung, die zweite, dritte oder auch vierte Fassung tippe ich in meine alte Olivetti, die Reiseschreibmaschine. Davon habe ich vier Stück. Ich hatte einmal Glück, aus einer Gruppe junger Leute trat bei einem Stadionbesuch ein junger Mann auf mich zu und sagte: „Herr Grass, wir haben gelesen, daß Sie auf einer Olivetti schreiben und daß es so schlecht Farbbänder dafür gibt. Wir haben Ihnen einen Vorrat Farbbänder mitgebracht.“

- Gansel:** Damit ist die Kontinuität des Schreibens gesichert.
- Grass:** Das Schreiben ist ein langwieriger, ein schöner Prozess. Ich habe lange gebraucht, um zu merken, daß das Schönste am Schreiben das Schreiben ist. Dabei hilft einem sehr die Literaturkritik. Wenn man die Kritiken so von Buch zu Buch liest, was so als Echo auf die Texte geschrieben wird, dann merkt man daß das Eigentliche, das Ursprüngliche, das Primäre das Schreiben ist. Wir leben in einer Zeit, in der sich das Sekundäre mehr und mehr vor das Primäre schiebt. Das ist zwar betrüblich, aber auszuhalten.
- Gansel:** Das provoziert Fragen. Ich will an dieser Stelle nur eine stellen, weil Sie selbst die Literaturkritik angesprochen haben. In „Fundsachen für Nichtleser“ notieren Sie: „Meine Kritiker/wissen nicht, wie man das macht:/Zaubern auf weißem Papier./Meister, dürfen wir/über die Schwelle treten?/Doch selbst als Lehrlinge taugen sie wenig/und bleiben traurig/ohne Begriff“.
Ist das eine Art Credo des Autors?
- Grass:** Ach Credo, es ist eine Erfahrung. Sie haben ja vorhin in der Vorrede etwas angesprochen, daß eine gewisse Ahnungslosigkeit bei Kritikern Gang und Gäbe ist. Sie verwechseln das, was eine fiktive Figur sagt, mit der Stimme des Autors. Selbst die simpelsten Voraussetzungen für das Betrachten von Literatur sind, wie ich finde, nicht erkennbar. Das ist sehr beschwerlich.
- Gansel:** Sie sprachen soeben von Ihrer alten Olivetti. Als ich im „Krebstgang“ las, dachte ich zunächst, daß Günter Grass sich inzwischen von seiner Olivetti getrennt hat, weil dort beim Erzählen doch recht profunde Kenntnisse offenbar werden über den Umgang mit dem Internet und dem Computer.
- Grass:** Das habe ich im Schnellkurs gelernt. Es ist viel schwieriger, mit Dialekt oder Umgangssprache umzugehen als mit der Computersprache. Die ist doch schnell nachgemacht.
- Gansel:** Ich möchte versuchen, einen Bogen zu spannen, weil Sie angeboten haben, hier einen Text von Uwe Johnson zu lesen. Wenn es erlaubt ist, komme ich nochmals auf das Jahr 1959 zurück. Sie sprachen von der Bekanntschaft mit Uwe Johnson, die auf der Buchmesse 1959 begann. Und aus der Bekanntschaft wurde Freundschaft. Nun ist ja Freundschaft etwas, was man nicht vorschreiben kann, sie

beruht auf Freiwilligkeit. Was hat Ihnen die Freundschaft mit Uwe Johnson bedeutet?

Grass: Es war nicht nur eine Freundschaft mit Uwe Johnson. Es war eine Freundschaft mit Uwe und Elisabeth Johnson. Uwe Johnson ist zu früh gestorben, die Freundschaft mit Elisabeth hält bis heute an. Die beiden kamen aus der DDR. Ich als Wessi empfand sie erst einmal als skurril und merkwürdig, aber doch als sehr anziehend. Uwe Johnson zum Beispiel hatte die Angewohnheit bei Besuchen mit Frau und Kind in der Herzbergstraße, wo ich mit meiner ersten Frau und den Kindern wohnte, sofort in die Küche zu gehen, sich umzusehen – er war erst kurze Zeit im Westen, aber offenbar mit allen Gebrauchsartikeln vertraut – und er sagte zu meiner Frau: „Frau Grass, Sie benutzen ja ‚Ata‘, warum nehmen Sie nicht ‚Imi‘?“ Nun war meine Frau einigermaßen verwirrt und beim nächsten Besuch ging er wieder in die Küche und sagte: „Aber Frau Grass, Sie nehmen ja immer noch ‚Ata‘, warum nehmen Sie nicht endlich ‚Imi‘?“ Das war seine Art von Humor, darauf musste man sich einstellen. Das war uns dann nach einiger Zeit möglich. In den ersten Jahren war das eine wunderbare Freundschaft. Ich habe es schon erwähnt, man konnte mit ihm wie mit einem Handwerksmeister über das Metier sprechen, was selten vorkommt unter Schriftstellerkollegen. Auch seine oft betonte Zuverlässigkeit spielte eine große Rolle.

Gansel: Können Sie uns ein Beispiel dafür geben?

Grass: Ich bin 1965 für die Sozialdemokraten in den Wahlkampf gezogen, daran wollte er sich nicht beteiligen. Aber er versprach dafür zu sorgen, daß die Bundeswehr endlich vernünftige Bibliotheken bekam. Bei meinen Wahlveranstaltungen wurde Eintrittsgeld eingenommen. Am Schluss hatten wir einen großen Überschuss und viele Bücher waren ja auch teuer. Und wir wollten das Geld für Bibliotheken nutzen. Uwe Johnson hat eine wunderbare Liste mit den Buchtiteln gemacht. Wie gesagt, am Wahlkampf wollte er sich nicht direkt beteiligen. Ich durfte während des Wahlkampfes die Standorte nicht betreten, nur in die fünfte Bibliothek durfte ich hinein, die für Wehrdienstverweigerer. Hinterher habe ich von den Bataillonskommandeuren Briefe erhalten. Sie bedankten sich für die wundervolle Auswahl der Bücher, so ohne Kriegsverherrlichung, solche Bücher waren zu dem Zeitpunkt in der Bundeswehr zu finden.

- Gansel:** Ihre Freundschaft gestaltete sich nicht immer einfach?
- Grass:** Später konnte es mit Uwe Johnson dann etwas schwierig werden. Alkohol setzte ihm zu. Und das Ende seines Lebens ist mehr als verschattet, durch eigenes Zutun, aber auch durch das, was hinterher und bis heute noch an die Öffentlichkeit gedrungen war. Er hatte in seinen Vorlesungen in Frankfurt eine durch nichts gedeckte Behauptung aufgestellt, er hat seine Frau verdächtigt und ungeheuer belastet. Das war für den damaligen Zustand, in dem er sich befand, vielleicht zu verstehen. Aber daß sein Verleger, Siegfried Unseld vom Suhrkamp Verlag, das mitgemacht hat, diesen Satz in den veröffentlichten Text hineinzubringen, daß die gesamte deutsche Germanistik, auch keiner seiner Kollegen beim Verlag dagegen protestiert hat, ist bis heute ein Skandal. Damals ging das ja noch weiter, als kurz nach seinem Tod ein Journalist, Tilman Jens, in die Wohnung in England eingebrochen ist, obwohl sie versiegelt war, und aus dem Material, an das er durch Diebstahl widerrechtlich gekommen ist, ein Buch gemacht hat. Das Buch ist erschienen, ohne daß der Suhrkamp Verlag dagegen protestierte. Ich schaue vergeblich in all die vielen Bücher, die über Uwe Johnson erscheinen, das wird alles vornehm ausgespart. Ich habe damals gleich zu Anfang dagegen protestiert und werde es weiterhin machen, weil ich glaube, das Uwe Johnson schuldig zu sein. Er war jemand, der auf äußerste Diskretion geachtet hat. Und ich glaube, daß er das für sich beanspruchen kann.
- Gansel:** Sie haben das an anderer Stelle gesagt, ohne das jetzt weiter kommentieren zu wollen, der Verleger hätte ihn schützen können und müssen.
- Grass:** Das ist so. Ich wünschte mir, daß Sie mal die Johnson-Tage unter dieses Thema stellen. Diese Legende, die vom Verlag mitgetragene und dann vom Biographen offenbar gestützte Geschichte, setzt sich fort und setzt sich fort. Ich finde, wenn man, und das ist wunderbar, jedes Jahr eine Johnson-Woche macht, sollte man das zum Thema machen.
- Gansel:** Ich komme noch einmal auf einen Punkt zurück, der das Schreiben betrifft. Sie sprachen davon, daß Sie und Uwe Johnson eine Gemeinsamkeit haben. Und diese betrifft „Heimat“, Ich nutze den Begriff jetzt nicht im negativen Sinne, wie er vor allem in den 1970er Jahren

gebraucht wurde. Ihre Novelle „Krebsgang“ ist ja bereits vom Titel her der Versuch, der verschwundenen, der verlorenen, der vergangenen Heimat nachzufragen. Die Stadt der Kindheit, Danzig, funktioniert als Erzählmotiv und Anregung und es heißt: „Verlust machte mich beredt“. Dabei wussten Sie aber, dieses Danzig ist ein für alle Male verloren, es heißt Gdansk. Bei Uwe Johnson war das ja etwas anders, er ist von Ost nach West umgezogen und hat seiner Heimat nachgeschrieben, er hat sie zum Gegenstand von Darstellung gemacht. Was meinen Sie, Herr Grass, hat der Verlust der Heimat Konsequenzen für Ihr Schreiben wie das von Uwe Johnson gehabt?

Grass: Es gibt ja sehr viele Unterschiede zwischen Johnson und mir. Aber das ist etwas Ähnliches, der Verlust dieser Art. Bei mir war der Verlust etwas Endgültiges, er betraf Danzig. Was Johnsons Heimat betraf, so war der Verlust ein vorläufiger, was man damals aber nicht absehen konnte. Der Verlust macht nicht nur beredt. Wenn man darüber arbeitet, wird es ein obsessionhaftes Schreiben. Ich glaube, so unterkühlt sich Johnsons Schreiben gibt, es ist eine Obsession dahinter. Mir kam es darauf an zu zeigen, was wir durch unsere Schuld verloren haben. Wir haben den Krieg begonnen und verbrecherisch geführt, dadurch haben wir unsere Ostprovinzen verloren, nicht nur geographisch und was den Besitzstand betrifft, wir haben drei Dialekte verloren, ein Sprachverlust ohnegleichen: mit dem Ostpreußischen und dem Schlesischen haben wir literaturfähige Dialekte verloren. Darüber spricht niemand, es geht immer nur um Besitz. Aber es ist doch eine Verarmung der Sprache, ein unwiederbringlicher Verlust, den man kaum ermessen kann. Das hat mich gereizt, dieses absolut Verlorene mit den Mitteln der Literatur wieder zu beschwören, entstehen zu lassen. Das war eine Kraft. Es gibt immer viele Antriebskräfte, die einen dazu bringen, jahrelang an einem Manuskript zu sitzen. Das war sicher ein Antrieb, diese Art von Obsession, das Verlorene wieder entstehen zu lassen.

Gansel: Ich möchte noch einmal auf die Freundschaft kommen, die zu Uwe Johnson und zu Elisabeth Johnson entstanden ist. Es ist dies eine Freundschaft, sie sagten es, die bis in die Gegenwart reicht. Dichterfreundschaften sind ja nie ganz so einfach. Sie sind gemeinsam mit Uwe Johnson 1965 in den USA gewesen. Der Anlaß war eine Leserreise, zu der Sie Johnson eingeladen hatten.

- Grass:** Das war eine lustige Reise.
- Gansel:** Es gibt einen Spruch von Uwe Johnson, der fotografiert hatte, als Sie den Doktorhut bekamen. Gefragt, wer er sei, soll Johnson geantwortet haben: der Fotograf von Herrn Grass. Wie verlief diese Reise und wie vertrugen sich Freundschaft und Konkurrenz?
- Grass:** Das war nicht ohne Schwierigkeiten. Ich habe damals Uwe eingeladen, mit mir diese Reise zu machen, und das war auch eine Möglichkeit, ihn mit seiner späteren Verlegerin, mit Helen Wolff bekannt zu machen, mit der wir dann alle befreundet waren. Helen Wolff hatte uns beide, als wir dort ankamen, im Hotel *Algorquin*??? untergebracht. Wer nicht erschien in seinem Zimmer, war Uwe. Er hat kurze Zeit später angerufen. Ich fragte ihn, warum er nicht im Hotel sei. Er antwortete: „Das ist eine Nummer zu groß für mich, ich habe mich woanders einquartiert.“ Gut, das war so. Aber es gab auch lustige Sachen. Nach einer durchtrunkenen Nacht sind wir nachmittags in eine typische New Yorker Bar gegangen mit langer Theke. Er bestellte sich einen Whisky. Mir war nicht nach Whisky, ich bestellte ein Glas Milch und bekam es auch. Ich glaube, dieses Glas Milch hat ihm Hochachtung vor Amerika und mir gebracht. Wir haben dann auch zusammen gelesen. Wir waren auch gleichberechtigt angekündigt auf Plakaten. Es bestand kein Anlass, eifersüchtig zu sein. Nur im *Algorquin* wollte er nicht wohnen.
- Gansel:** Sie haben auch in lyrischer Form von Ihnen, es heißt wörtlich so, „beweglichen Freunden“ gesprochen, die ihnen „vormals weit links voraus waren“. Die würden Ihnen nun „rückläufig und scharf von rechts kommend“ ausweichen. Mit anderen Worten, es gibt Freundschaften, die aus den späten fünfziger Jahren rühren, Freundschaften, die sich im Laufe der Zeit allem Anschein nach verändert haben.
- Grass:** Alle, ob das Enzensberger war oder Walser, die zwar gesagt haben, toll was Du da machst im Wahlkampf für die Sozialdemokraten, haben doch im Grunde die Nase gerümpft, weil sie sich weit links von mir sahen. Wenn ich Enzensberger heute so lese, ich schätze ihn nach wie vor als Lyriker, aber da muss ich mir schon den Kopf nach rechts verrenken, um ihn zu wieder zu erkennen. Wo sind die sozialdemokratischen Positionen geblieben? Wenn ich mir überlege, was Walser und auch Enzensberger während der Studentenproteste von sich gegeben haben, wie sie die Gesellschaft umerziehen wollen,

eine Räterepublik aufbauen, im „Kursbuch“ ist das alles zu lesen. Das kann man doch nicht vergessen haben. Daß jemand Fehler machen kann, ist erlaubt. Sie sollten aber dazu stehen, was sie mal gesagt und geschrieben haben und zumindest der jüngeren, der nachwachsenden Generation erklären, wie man auf eine solche schiefe Bahn gerät, auch vom Kopf her. Wie man mit aller Macht in einer sicher schwachen und noch gefährdeten Demokratie, die die Bundesrepublik damals war, auf einem Kursbogen, so hieß das im Kursbuch, die Praxis der *Tupamaros*??? in Uruguay beschreibt und zur Nachahmung empfiehlt bis hin zum Bombenbasteln. Das halte ich für verantwortungslos. Das verantwortet der Herausgeber, dazu habe ich bis heute noch keinen Satz gehört. Wenn ich ihn treffe, frage ich ihn mal.

Gansel: Sie sprachen soeben von Autorenkollegen und die endsechziger Jahre. Wie war Ihr Blick auf die Literatur in der DDR in den sechziger Jahren?

Grass: Es war für mich ja nicht so einfach, weil meine Bücher in der DDR nicht erscheinen durften. Erst ganz zum Schluss kam so einiges raus. Das hatte Folgen für mich, das absolute „Nein“ in der DDR. Zum Beispiel durfte „Die Blechtrommel“, die in Polen sofort übersetzt wurde, nicht erscheinen, weil in dem Augenblick, da ein Staatsverlag das machen wollte, ein Einspruch von der DDR kam. Dem schloss sich dann die Sowjetunion an. So ging das von Buch zu Buch

Gansel: Dennoch wurde Günter Grass in der DDR gelesen und war als Autor bekannt.

Grass: Dank der reisenden Großmütter. In der Gruppe 47 gab es immer wieder den Versuch von Hans Werner Richter, daß zu den Tagungen auch Autoren aus der DDR eingeladen wurden. Meist bekamen sie erst das Einreisevisum, wenn die Tagung schon vorbei war, reine Schikane. Manchmal glückte es. Bobrowski war dabei und andere auch. Von Westberlin aus haben wir uns getroffen. Solange ich die Einreise bekam, Mitte der 60er Jahre war sie lange gesperrt, als ich ein Theaterstück geschrieben hatte, „Die Plebejer proben den Aufstand“, ein Stück über den 17. Juni 1953, habe ich mich mit Kollegen von Westberlin aus mit Schädlich, Kunert gehörte dazu und Sarah Kirsch, in den Privatwohnungen getroffen. Wir haben uns, eigentlich der Praxis der Gruppe 47 folgend, aus unserer Arbeit

vorgelesen, nur Journalisten waren nicht dabei. Nur Autoren. Das ging über vier Jahre, bis dann die Biermann-Affäre alles aufgelöst hatte. Die meisten von den Autoren, die dabei waren, gingen in den Westen. Im Westen ließ sich dieser Kontakt nicht mehr herstellen. Es gehörte also quasi ein gewisser Druck dazu, eine gewisse Not, die man unterlief und sich traf. Wir haben in Stasi-Protokollen nachgelesen, daß man uns nachfuhr und stundenlang in der Kälte draußen stand, während wir im Warmen saßen und gelesen, gelacht und getrunken haben. Wenn wir das gewusst hätten, hätten wir sie eingeladen, sich dazu zu setzen. Wir wussten, daß der eine oder andere abgehört wird, wir haben uns auch darüber lustig gemacht. Wenn wir zum Beispiel über Lyrik sprachen, über die Unterschiede in der Entwicklung der Lyrik in der DDR und der Bundesrepublik. In der Bundesrepublik gab es den Einfluss aus Amerika, einen sehr fruchtbaren Einfluss, sehr viel freie Verse, langzeilige Gedichte, erzählende Gedichte. In der DDR machten klassische Formen bis hin zum Sonett, streng aufgebaute Formen, gereimte Gedichte weiterhin Schule. Das war sehr interessant im Meinungsaustausch. Wir haben uns dann gefragt, wenn das über irgendeine „Wanze“ in die Zentrale kommt, wie werden diese Leute fertig mit diesem diffizilen Stoff. Was legen und sehen die da hinein, bei dieser Differenziertheit der Metaphern in Ost und West?

Gansel: In Hinblick auf das Verhältnis von Autoren in Ost und West gibt es ein interessantes Gespräch im Literarischen Salon von Hans Werner Richter, an dem auch Sie und Uwe Johnson beteiligt waren. Dazu dann Heinz von Cramer. Und von ostdeutscher, von DDR-Seite gehörten Herrmann Kant, Paul Wiens und Max-Walter Schulz dazu. In dem Gespräch geht es um sehr gewichtige Fragen, auch um einen möglichen Literaturaustausch und die Frage, ob ostdeutsche Autoren im Westen lesen können und westdeutsche im Osten. Zum Abschluss des sehr moderaten Gesprächs kommt es zu einem Streit zwischen Herrmann Kant und Ihnen. Anlass für den Streit sind die Schikanen in der DDR gegen Robert Havemann. Sie haben damals sehr deutlich Ihre Erwartungen an Intellektuelle, an Schriftsteller formuliert und gesagt: „ich wünsche von Euch als Schriftsteller, als Kollegen [...], daß Ihr einen Mann wie den Havemann stützt“. Uwe Johnson versuchte in dem Konflikt zu vermitteln. Das Gespräch

endete dann, ich will nicht sagen mit einem Mißton, aber doch mit einem ungeklärten Problem. Es verschwand in der DDR in den Archiven und wurde nie gesendet. Erinnern Sie sich an die Ost-West-Kontakte in den 60er Jahren?

Grass: Es fing ja an mit 1961. Ich fand in meinem Postkasten eine Einladung. Ich war zum Schriftstellerkongress in Ostberlin eingeladen, von Strittmatter unterschrieben. Da ich ein neugieriger Mensch bin, habe ich ihm geschrieben, ich würde gern kommen, aber ich müsste Rederecht haben, ich sei völlig ungeeignet als stummer Gast dazusitzen. Das hat er mir zugestanden. Dann sprach, wer war damals Kulturminister, Bentzin oder sein Vorgänger Abusch?

Gansel: Hans Bentzien war im Februar neuer Kulturminister geworden.

Grass: Ja, also der lobte alles, was zu der Zeit in der DDR erschienen war, und endete in dem rhetorischen Satz: „Wer im Westen kann uns das Wasser reichen?“ Ich hab sofort die Hand gehoben. Und ich merkte, wie man vorne am Vorstandstisch, wo Strittmatter saß, zur Seite guckte. Dann dauerte es, erst kamen Grußworte der Delegationen aus Vietnam, aus Nordkorea. Da geriet dann die Frage, wer wem das Wasser reichen könne, wieder in Vergessenheit. Schließlich ging ich nach vorn zu Strittmatter und zeigte auf das Schreiben, in dem man mein Rederecht bestätigt hatte, das stand man mir dann zu. Dann habe ich die Autoren aufgezählt, die das Wasser reichen könnten, wen man sie zur Kenntnis nehmen würde. Ich nannte einen der begabtesten Autoren, der eine Zierde der DDR sein könnte, wenn man denn seine Bücher veröffentlichen würden, nämlich Uwe Johnson. Zudem sei eine Übersetzung erschienen ohne den Namen des Übersetzers Uwe Johnson. Ich sagte, Autoren, die ihren Staat kritisch sehen, sollten sich nicht verhalten wie Geranien, als Zier, sie sollten Kritisches zur Sprache bringen. Da setzte Unruhe ein. Darauf stand ein jüngerer Autor auf, ich glaube, es war Baierl, der sagte: „Alles, was ich bin, alles, was ich habe, verdanke ich der DDR. Ich sehe keinen Grund zur Kritik.“ Daraufhin wurde er hinten ausgezischt. Es entstand eine Unruhe im Saal. Und jemand hatte vergessen, den Sender abzustellen. Das lief alles über den Sender. Und das war wunderbar. Ja, sehen Sie, Ihre Aufforderung bringt mich jetzt Plappern und ins Erzählen.

Publikum: Herr Grass, am Vorabend des Tages der Deutschen Einheit, 14 Jahre vollzogene Einheit oder doch nicht vollzogene Einheit, vor dem Hintergrund des Grundgesetzes, der Frage der einheitlichen Lebensverhältnisse, wie bewerten Sie diesen Prozess?

Grass: Als gescheitert. Gescheitert, weil niemand den Mut hat, die mittlerweile erkennbaren Anfangsfehler zu revidieren. Das Grundgesetz der Bundesrepublik hat im Schlussartikel 146 zwingend vorgeschrieben, daß dem deutschen Volk im Falle einer Einheit eine neue Verfassung vorgelegt werden soll. Das ist nie geschehen. Im Grunde genommen, beruht alles, was wir heute haben auf einer Verfassungsbeugung, auf einem Verfassungsbruch. Man hat den Artikel 23 genommen, den Anschlussartikel, und so ist das dann gelaufen, bis jetzt. Die damals noch 18 Millionen Menschen, heute sind es zwei Millionen weniger, hatten keine Chance, sich und ihre Erfahrungen einzubringen. Der Westen meint, wohlwollend zu sein, benahm sich im Grunde genommen wie eine Kolonialmacht, macht alles so, wie im Westen, dann wird es gut gehen. Hinzu kam, das war meine große Überraschung, im Gegensatz damals zu den Tschechen und den Polen, hatten sie die Möglichkeit, westdeutsches Fernsehen, also auch kritische Sendungen zu sehen und zu wissen, wie das im Kapitalismus so läuft – nun gut, außer den Dresdnern, die DDR war ja größer als der Dresdner Bereich – man konnte das sehen, man konnte das zur Kenntnis nehmen. Mich hat dann überrascht, von den Märzahlen an, wie die Masse der Wähler zur CDU überlief, wie man dem Kohl das alles geglaubt hat, dem das abgenommen hat. Und das hat sich bei späteren Wahlen bestätigt. Die damals entstandenen politischen Weichen, das ging auf das Konto der Ostdeutschen. Das eigentliche Versagen liegt meiner Meinung nach im Westen, in der Nichtbereitschaft, sich auf die anderen Biografien einzulassen, auf den Teil des deutschen Volkes, das die schwerste Last des gemeinsam begonnenen und verlorenen Krieges zu tragen hatte, ohne die Begünstigungen, die der Westen erfahren hatte. Das war alles bekannt im Westen. Und die Bereitschaft ist bis jetzt nicht ausreichend gewachsen im Westen. Es war von Anfang an auf beiden Seiten der Glaube, man könne alles mit Geld machen. Nun ist ja auch viel Geld übergeflossen. Es ist vieles geschehen, man sieht es an den Fassaden, den Häusern, das alles

ist nicht klein zu schreiben, ich will es auch nicht gering schätzen. Aber die mentale Trennung ist in vielen Bereichen, glaube ich, sogar stärker als zuvor. Während der Zeit der Trennung gab es zumindest, vielleicht sogar auf beiden Seiten, noch die Hoffnung, wenn das eines Tages zusammenkommt, wird das schon irgendwie gehen. Der Wunsch ist nicht erfüllt worden. Die Verantwortlichen? Ich habe von Anfang an eine Instanz kritisiert, es ist die kriminelle Vereinigung, die Treuhand. Das war von Anfang an etwas, das nach westdeutschen demokratischen Vorstellungen, die es durchaus gab, unmöglich. Über drei Jahre hinweg hat dieses Gremium ohne demokratische, ohne parlamentarische Kontrolle arbeiten können. Von den Skandalen, die da angerichtet worden sind, sehen wir bis heute nur die Spitze des Eisberges, wovon im Laufe der Jahre mehr und mehr zum Vorschein kommt, was da wohin verschachert worden ist. Aus welchen gemischten Gründen heraus eine marode angeschlagene Industrielandschaft in Sachsen und Thüringen plattgemacht worden ist. Bischofferode, der Streik der Bergarbeiter war einer der wenigen Proteste der damaligen Zeit. Damals wurde auch sehr deutlich, daß die westdeutsche Kali-Industrie, dem schloss sich sogar die Gewerkschaft an, ein Interesse hat, daß das platt gemacht wird, weil dort ein Kali-Produkt hergestellt wurde, das marktfähig war, das während der DDR-Zeit exportiert worden ist. Ich nenne das nur als ein Beispiel. Oder ein anderes Beispiel: Kugelfischer in Schweinfurth, wo es Kugellager gab, hat alle drei Kugellagerwerke in der DDR aufgekauft für 'n Appel und 'n Ei. Alles das können Sie durch die Bank sehen. Wenn man heute die Arbeitslosigkeit beklagt, damals sind die Grundlagen dafür entstanden. Ich habe damals im Bereich der ehemaligen DDR, hier in Neubrandenburg habe ich auch gelesen, Veranstaltungen gemacht und darauf hingewiesen, daß selbst Ludwig Erhardt nach der Währungsreform, als er merkte, daß sich die vom Krieg strukturierten Großbetriebe wie Salzgitter, *Veba* und Volkswagen nicht so schnell umstellen konnten mit der neuen Währung und kaputt zu gehen drohten, hat er sie verstaatlicht, hat sie mit Staatsgeldern so lange gestützt, bis er sie dann privatisieren konnte, dann kamen die Veba-Aktien auf den Markt. Damals hat es diese Bedenklichkeit gegeben, auch die Möglichkeit. Ehrhardt ist nun wirklich nicht meine politische

Richtung gewesen, aber man muss anerkennen, daß er den Mut gehabt hat, einen Fehler zu erkennen und durch die Verstaatlichung das aufzufangen und dadurch zu retten. Vergleichbares hat es bei diesem Prozess 1990 nicht gegeben.

Gansel: Herr Grass, mit Uwe Johnson sind wir eingestiegen. Und wir haben davon gesprochen, daß sein Schicksal uns traurig machen kann. Sie haben in Ihrem Nachruf auf Uwe Johnson einen – wie ich finde – sehr treffenden Satz notiert. Nach Ihrem Eindruck habe Uwe Johnson immer von verschiedenen Orten aus Mecklenburg gesucht. Was haben wir uns darunter vorzustellen, wie haben Sie das gemeint, wie war Ihre Erfahrung?

Grass: Verschiedene Orte meint: Uwe Johnson hat zuerst von Westberlin aus und dann von Amerika Mecklenburg gesucht. Nehmen Sie die „Jahrestage“, da ist dauernd und mitten im Satz der Sprung nach Mecklenburg. Oder im Umland von New York ist sofort Mecklenburg präsent. Das war für ihn abrufbar, auch literarisch. Die Suche nach Mecklenburg war in der Form des Erzählens möglich.

Gansel: Eine letzte Frage, weil Sie gerade die „Jahrestage“ ansprechen. Wir sind soeben im Gespräch auf die sogenannte „wirkliche Wirklichkeit“ eingegangen. Von Uwe und Elisabeth Johnson ist bekannt, daß sie sehr kritisch mit der DDR umgingen. Das betrifft natürlich auch die „Jahrestage“, vor allem den Band 4. Ich erinnere nur an das Lockenwitz-Kapitel. Gleichzeitig findet sich in den „Jahrestagen“ eine sehr deutliche Distanz gegenüber dem, was in der damaligen Bundesrepublik passierte. Wie war Ihre Erfahrung in dieser Hinsicht?

Grass: Uwe Johnson hat versucht, sich dagegen zu wehren. Er wurde sofort vom Westen vereinnahmt als „Dichter und Schriftsteller der deutschen Teilung“. Gegen diese Festlegung versuchte er anzugehen, mit wenig Erfolg. Er ist, glaube ich, in Westdeutschland nicht richtig angekommen, was sicher mit ein Grund dafür war, warum er den Wunsch hatte, nach Amerika zu gehen. Doch das sind jetzt mehr Mutmaßungen.

[...]

Gansel: Uwe Johnson konnte im Osten nicht bleiben, und eine „Ankunft“ war ihm im Westen nicht möglich. Wird er bei seinen neuen Lesern im Osten „ankommen“?

Grass: Das wird geschehen, das wird sich durchsetzen. Allein schon das, was hier in Neubrandenburg geschieht, einmal im Jahr. Ich glaube auch, daß gerade bei der jüngeren Generation ein Buch wie die „Jahrestage“ wie eine Entdeckung empfunden wird. Dann wird auch die Chance bestehen, daß eine früheren Romane, die ich für genauso wichtig halte, gelesen werden: „Mutmassungen über Jakob“, „Das dritte Buch über Achim“, „Zwei Ansichten“. Obwohl ich glaube, daß sie es dem Leser etwas schwerer machen. Aber diese Bücher sind wirklich unverzichtbar. Nun, es wird langsam gehen mit Johnson.

Publikum: Wir haben uns schon während Ihres Vortrags gefragt: Zu welcher Tageszeit vollführen Sie den Kopfstand während ihres Geburtstags?

Grass: Das kommt immer auf den Geburtstag und die -runde an. Meine Frau und ich haben acht Kinder, insgesamt. Und mittlerweile 16 Enkelkinder. Sie können sich vorstellen, was das inzwischen für ein Apparat ist – bevor ich zuviel getrunken habe. Eins muss ich noch sagen, einige meiner Kinder bibbern und zittern und manche Enkelkinder sind doch recht geniert. Außerdem wird der Kopfstand nur alle fünf Jahre gemacht.

